

Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 1/2014

Frank Lorenz Müller: *Der 99-Tage-Kaiser. Friedrich III. von Preußen – Prinz, Monarch, Mythos.*

Aus dem Englischen von Sybille Hirschfeld. München: Siedler 2013, 459 S., ISBN: 978-3-8275-0017-5

Offenbar hat den vorletzten deutschen Kaiser immer noch ein Mythos umgeben, der nun endlich fachwissenschaftlich „ausgeräumt“ worden sei. So ist der Tenor in mancher journalistischen Bewertung der sehr gelungenen Biographie zu verstehen, die der in St. Andrews lehrende Frank Lorenz Müller dem 99-Tage-Monarchen jüngst gewidmet hat.¹ Eine solche Betrachtungsweise führt aber doppelt in die Irre: Dass ein länger regierender Friedrich III. Deutschland innenpolitisch auf gänzlich andere, gewissermaßen englische Bahnen geführt hätte, wurde seit längerem sowohl von der Geschichtsschreibung zum Kaiserreich² als auch in biographischen Studien³ in Frage gestellt. Und wenn bei Müller das Wort „Mythos“ im deutschen Titel – der englische Untertitel von 2011 lautet „Emperor Frederick III and the Political Culture of Imperial Germany“ – auftaucht, dann zielt das weniger auf die dauerhafte Fortexistenz einer solchen Legende als vielmehr ihre Genese und Bedeutung für das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert. Davon handelt vor allem das abschließende sechste, rezeptionsgeschichtliche Kapitel der Biographie, das unter der Überschrift „Der Kampf um das Andenken“ steht.

Auch die Kapitel zuvor stellen keine klassisch-chronologische Lebensbeschreibung dar, sondern nähern sich der Vita des Hohenzollern eher mit thematischen Längsschnitten: Neben dem hier natürlich besonders interessierenden zweiten Abschnitt „Liberalismus und Kaisertum“ sind dies 1. die „prägenden Beziehungen“ zum Vater, zur Frau und zu Bismarck, 2. das öffentliche Ansehen Friedrichs zu Lebzeiten („Liebling der Nation“), 3. sein langes Warten auf die „Thronfolge“ sowie schließlich die Tragödie des letzten Lebensjahres („Krankheit und Herrschaft“). Anhand dieser Themenfelder arbeitet Müller u. a. durch das Heranziehen zahlreicher publizistischer Quellen sehr überzeugend seine Kernthese heraus: Die „Widersprüchlichkeiten“, von denen der langjährige Kaiser im Wartestand persönlich-charakterlich gekennzeichnet war, spiegelten die „eigentümlichen Gegensätze“ des seinerzeitigen Deutschlands wider, ja verkörperten sie regelrecht. (Vgl. S. 21 u. 371 f.)

Dazu zählten u. a. Friedrichs jeweils gleichzeitige Wertschätzung britischer Lebensart und des preußischen Militarismus, von konstitutionellem Gefüge und mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit, sowie sein Schwanken zwischen Aufbegehren und Fügsamkeit gegenüber dem Vater und dem „Eisernen Kanzler“. In diesen Kontext gehört auch der unvermittelte Widerspruch zwischen seinem öffentlichen Ansehen als Kriegsheld und (künftiger) Bürgerkönig einerseits und der Ablehnung und Verachtung andererseits, denen Friedrich bei seinen männlichen Verwandten und in Hof- und Regierungskreisen begegnete, die

¹ Vgl. z. B. Volker Ullrich: Mit einem Mythos aufgeräumt. Deutschlandfunk 17.6.2013 (http://www.deutschlandfunk.de/mit-einem-mythos-aufgeraeumt.1310.de.html?dram:article_id=250342)

² Vgl. Wolfgang J. Mommsen: Das Ringen um den nationalen Staat. Berlin 1993, S. 679.

³ Vgl. Patricia Kollander: Frederick III. Germany's Liberal Emperor. Westport/London 1995, bes. S. 196 u. Hans-Christoph Kraus: Friedrich III. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Preußens Herrscher. Von den ersten Hohenzollern bis Wilhelm II. München 2001, S. 265–289.

aber sicher nicht zuletzt auch politisch motiviert waren. Diese Ambivalenz kam im Übrigen, wie Müller sehr schön nachweist, auch in der Einstellung seines älteren Sohnes zum Ausdruck, der seinen Vater zwar persönlich ablehnte, aber um seine öffentliche Reputation beneidete und diesem nachzueifern versuchte.

Bleibt die Frage nach dem Liberalismus des Thronfolgers resp. Kaisers, die natürlich ganz entscheidend ist bei der Bewertung, ob sich mit ihm bei längerer Regentschaft Chancen für eine andere Entwicklung des deutschen Kaiserreiches eröffnet hätten. Im zweiten Kapitel werden die politischen Ansichten Friedrichs grundsätzlich und fallbezogen durchdekliniert. Auch wenn an einer Stelle (S. 102) die politischen Bezugspunkte dem Biographen etwas arg unscharf geraten – hier tauchen plötzlich die Begriffe „westliche Sozialdemokratie“ und das „nach 1945 vertretene Liberalismus-Konzept“ als Gradmesser auf –, im Hinblick auf den zeitgenössischen Liberalismus wies das kommende deutsche Staatsoberhaupt jede Menge Übereinstimmung auf: So bekämpfte Friedrich sowohl den Antisemitismus als auch den politischen Einfluss der katholischen Kirche, sah sowohl in der Arbeiterbewegung als auch in Bismarcks Staatssozialismus eine Gefahr für die (liberale) Entwicklung Deutschlands. Ebenso wenig konnte er sich mit Bismarcks Wende zum Schutzzoll anfreunden, die die „liberale Ära“ der Reichsgründungszeit beendete. Dass er die Rechte der Untertanen beschneidende Maßnahmen ablehnte, hatte der Thronfolger schon 1863 in Bezug auf die berüchtigte Preßordonanz im preußischen Verfassungskonflikt deutlich gemacht, sich später allerdings diesbezüglich öffentlich zurückgehalten. Sicherlich ist manche Position dem Einfluss seiner ihm eindeutig intellektuell überlegenen Frau, der ältesten Tochter von Queen Victoria, und seines Schwiegervaters, des bereits 1861 verstorbenen Prinz Albert, zu verdanken gewesen. Dennoch wird man Müller nicht widersprechen, wenn er feststellt: „Alles in allem scheinen die politischen Ansichten des Kronprinzen ... eindeutig in das breite Spektrum des damaligen deutschen Liberalismus zu fallen.“ (S. 115). Das entspricht auch dem, was bereits früher unter anderem von Ralf Dahrendorf,⁴ aber auch Thomas Nipperdey⁵ festgehalten wurde, und nun auf wesentlich breiterer Quellenbasis dargelegt wird.

Von daher war es natürlich kein Wunder, dass sich mit Friedrich III. die Hoffnungen vieler zeitgenössischer Liberaler und im Nachhinein manche liberale Wehmut verband, zumal es in seiner kurzen Regierungszeit ungeachtet der schweren Erkrankung einige Ansätze gab, die politische Kultur zu liberalisieren, etwa durch Ordensverleihungen an verdiente jüdische Persönlichkeiten oder Freisinnige. Das blieb alles weitgehend folgenlos, nicht nur weil der Regent schon so hinfällig war und binnen kurzem das Zepter wieder aus der Hand gab, sondern auch, weil alle konservativen Kreisen vom Kanzler über den Thronfolger bis hin zum Hofe solche Liberalisierungsversuche unbarmherzig zu konterkarieren und unterlaufen suchten. Im Nachhinein ist es schon frappierend, wie sehr überzeugte Monarchisten den regierenden Monarchen und noch mehr seine Gattin halböffentlicht zu demontieren suchten.

Auch wenn sich später in der Tat manche Legende mit „Unserem Fritz“ verband, die gerade auch von liberalen Stimmen gefördert wurde: Dass mit einer längeren Regentschaft eines gesunden Friedrich III. manches innen- und außenpolitisch anders gelaufen wäre, lässt sich natürlich nicht beweisen, aber auch nicht widerlegen. Aber es gibt manche Annahme mit einiger Wahrscheinlichkeit wie die, dass es unter ihm nicht zu einem deutsch-britischen Flottenwettlauf gekommen wäre; darauf weist Müller

⁴ Ralf Dahrendorf: Warum die Deutschen den Kronprinzen nicht mögen. In: Ders.: Reisen nach innen und außen. Stuttgart 1984, S. 146–154, hier S. 149: „Der Kronprinz war in einem bestimmten, bemerkenswerten Sinn ein Nationalliberaler.“

⁵ Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866–1918. Bd. 2: Machtstaat vor der Demokratie. München 1992, S. 420.

selbst hin (S. 365). Wenn die Rolle des Tirpitz-Plans in der Genese des Ersten Weltkriegs in Betracht gezogen wird, dann kann man mit Thomas Nipperdey in der Tat davon sprechen, dass der vorzeitige Tod von Friedrich „ein Unglück“ nicht nur für Deutschland war.⁶

Soweit geht Frank Lorenz Müller nicht, dennoch ist sein fundiertes und gut geschriebenes Buch auch aus Sicht der Liberalismus-Forschung überaus empfehlenswert.

Gummersbach/Bonn

Jürgen Frölich

⁶ Ebd. S. 421.